

›Rasselandschaften‹ sollten auch als Vorbild für die zukünftige Entwicklung in der alten Heimat dienen.

Abb. 56 Die idyllische Ideallandschaft ›Die Ebene‹ (Carl Olof Petersen) präsentierte Karl Neupert in der Zeitschrift »Siedlungsgestaltung aus Volk, Raum und Landschaft« als Beispiel für den Formwillen des »deutschen Menschen«, aus dem heraus auch der »neugewonnene() Raum im Osten zum deutschen Lebensraum« zu gestalten sei, während das NS-Regime zeitgleich Osteuropa mit Krieg und Vertreibung überzog



## Kult des Nationalen

### Transferformen

Ernst Rudorff konzipierte die ›germanische Nationallandschaft‹ als politisch-theologisches Konstrukt mit Heiligtümern, Andachtsräumen und mythologischen Erzählungen. Allerdings bedarf jede ›Religion‹ der kultischen Verankerung.<sup>1064</sup> Neben Bemühungen, das Volkstumsparadigma praxeologisch durch die Verbreitung von Volksfesten und Wiederaufnahme von als altgermanisch angesehener Bräuche wie Osterfeuer zu verankern, gab es eine Reihe von Bestrebungen auf architektonischem

Gebiet. Drei unterschiedliche Ansätze werden im Folgenden untersucht. Zunächst wird die Gemeindebewegung betrachtet, die versuchte, den Volkstumsgedanken in die Architektur des (evangelischen) Sakralbaus einzubringen. Ähnliche Funktionen wie die Gemeindehäuser besaßen die ›Volkshäuser‹. Aus dieser Gruppe wird ein Beispiel vorgestellt, das die Volkstumsidee mit architektonischen Mitteln spirituell zu überhöhen suchte. Die dritte Gruppe schließlich, zu der unter anderem die Nationalstadien gehörten, nutzte das traditionelle Repertoire der Sakralarchitektur zur Erzeugung neuer Kultformen. In allen drei Bereichen waren Akteure des Heimatschutzes maßgeblich beteiligt.

### Gemeindebewegung

Initiator der Gemeindebewegung war der evangelische Theologe Emil Sulze (1832–1914). Dieser hatte festgestellt, dass die Kirche die sozialdemokratische Arbeiterschaft nicht mehr erreichte, und suchte nach Konzepten, ihre verlorene »soziale Macht«<sup>1065</sup> wiederherzustellen. In seinem Buch *Die evangelische Gemeinde* (1891)<sup>1066</sup> forderte er, protestantische Gemeinden in kleine funktionstüchtige Einheiten zu gliedern und vor allem profane Dienstleistungen in das kirchliche Leben zu integrieren, denn »nur in einer überschaubaren Gruppe ist es seiner Meinung nach möglich, soziale Kontakte untereinander zu knüpfen, die über den sonntäglichen Gottesdienstbesuch hinausgehen und ein Gemeindeleben aufbauen, das auch die Armen und Krankenpflege, die Kinderbetreuung und den Unterricht mit einschließt.«<sup>1067</sup> Diese überschaubaren sozialen Gruppen dienten neben karitativen vor allem sozialpolitischen Zwecken. Sie sollten als »sozialpolitische Klammer«<sup>1068</sup> dienen und die Arbeiterklasse in kirchen- und damit staatsstreu Bahnen lenken.

Der gewünschte direktere Zugriff auf die Arbeiterschaft erforderte ein neues architektonisches Konzept: das Gemeindehaus. Mit der Hilfe des Heimatschützers Cornelius Gurlitt (1850–1938)<sup>1069</sup> gelang es Sulze, den Gemeindegedanken in die Architektenschaft zu tragen.<sup>1070</sup> 1891 konnte Gurlitt bei einem Vortrag Berliner Architekten für das Thema interessieren. Insbesondere in Otto March (1845–1913) fanden die Initiatoren einen engagierten Ansprechpartner,<sup>1071</sup> der sich auch das sozialpolitische Konzept der Gemeindebewegung zu eigen machte. In einem Artikel schrieb er, dass die Missionierung der ärmeren Bevölkerungsschichten den einzigen Weg aus der »bedrohlichen Entwicklung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse« weise.<sup>1072</sup> Er hoffte, dass dem gefürchteten ›Zukunftsstaat‹ der Sozialdemokratie mit dem »Zukunftsstaat«<sup>1073</sup> der Kleingemeinde eine Alternative entgegengesetzt und zu einer »Aenderung der Gesinnung«<sup>1074</sup> bei den Arbeitern beigetragen werden könne. Die Bereitschaft des späteren *Heimatschutz*-Vorstandsmitglieds, an der Suche nach einer neuen baulichen Lösung mitzuwirken, führte dazu, dass die Gemeindehausbewegung auf architektonischem Gebiet heute vor allem mit seinem Namen verbunden ist.

Die sich anschließende Zusammenarbeit zeigte sich auch in einer zweitägigen Tagung unter Beteiligung von Theologen und Architekten. Sie fand im Mai 1894 statt.<sup>1075</sup> Als Diskussionsgrundlage hatte die von Otto March mitinitiierte *Vereinigung Berliner Architekten* bereits im Jahr zuvor den *Kirchenbau des Protestantismus von der Reformation bis zur Gegenwart* von Karl E.O. Fritsch (1838–1915) veröffentlicht. Die Konferenz wur-

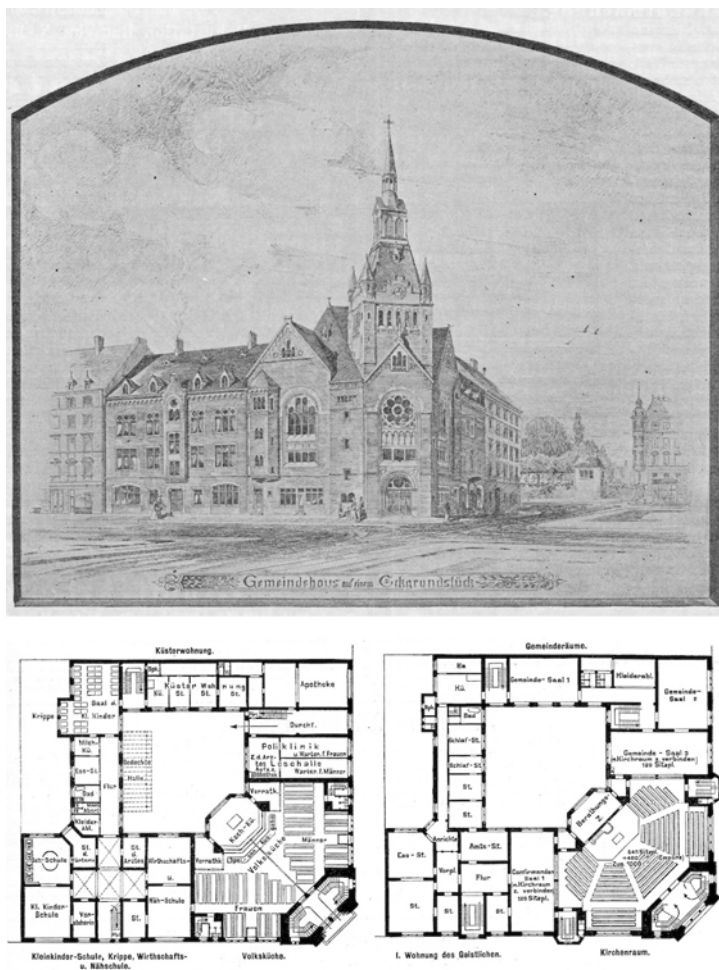
de von einer Ausstellung begleitet, auf der March den Idealentwurf eines gruppierten Baus vorstellte (Abb. 57). Das Raumprogramm seines Entwurfs zeigte die umfassende Betreuung, die den Gemeindemitgliedern angeboten werden sollte:

»Als Kirche im hergebrachten Sinne wird ein solches Gotteshaus allerdings nicht mehr zu betrachten sein. In ihm sollen alle Bedingungen erfüllt werden, die ein entwickeltes Gemeindeleben mit seinen verschiedenen Zweigen: der eigentlichen Gemeindepflege, der Kranken-, Kinder- und Alterspflege stellt. Es soll die Wohnungen der verheiratheten Pfarrer in ruhiger Abgesondertheit in dem einen Flügel enthalten, in dem anderen in Verbindung mit den Wohnräumen, der unverheiratheten Schwestern und Pfleger alle Einrichtungen für werkhätige Hülfe, einen Raum für Poliklinik, eine Hausapotheke. Eine Krippe, eine Kleinkinder-Bewahranstalt, Zimmer für Näh- und Wirthschaftsschulen, kleine Wohnungen für Alte und Sieche sind in dem Hause vorzusehen. Die für Berathungszwecke und für gesellige sowie geistige Anregungen aller Art bestimmten Säle sollen thunlichst mit dem Kirchraum zur Abhaltung großer Versammlungen verbunden werden können. Lesezimmer und eine Volksbibliothek dürfen nicht fehlen, ebensowenig in enger oder loserer Verbindung mit dem Gemeindehause eine Volksküche, da der alte Feldherrngrundsatz auch auf geistlichem Gebiete Geltung behält, daß hungrige Soldaten schlechte Streiter im Kampfe sind.«<sup>1076</sup>

Marchs Vortrag, in dem er darauf hingewiesen hatte, dass die neue Aufgabenstellung den Charakter des Kirchenbaus grundlegend ändern werde, wurde intensiv diskutiert.<sup>1077</sup> Doch erhielten die reformierten Erneuerer nicht nur Beifall. Auf kirchlicher Seite stand ihnen eine Fraktion der Lutheraner gegenüber, die die Profanisierung des Kultorts der Gemeinde kritisierte.<sup>1078</sup>

Neben den beiden prominenten späteren *Heimatschutz*-Mitgliedern March und Gurlitt befürwortete auch die »treibende Kraft der »Heimatschutz-Bewegung«,<sup>1079</sup> Oskar Hoßfeld, die Gemeindehäuser.<sup>1080</sup> Hoßfeld, zu dessen Tätigkeiten im Preussischen Ministerium für öffentliche Arbeiten auch der protestantische Kirchenbau gehörte, betrachtete diesen – wie March – als Teil eines gesellschaftspolitischen Auftrags: Es sei – so Hoßfeld – »eins der wirksamsten Mittel gegen die immer weiter um sich greifenden auf die Zersetzung der bestehenden Gesellschaftsordnung gerichteten Bestrebungen in der Förderung christlich-kirchlichen Lebens zu suchen«.<sup>1081</sup> Für die Gemeindehäuser sah er nicht nur in den Städten, sondern vor allem in den ländlichen Gebieten dringenden Bedarf.<sup>1082</sup> Diese waren zum Sorgenkind der Regierung geworden, seitdem sich die Landarbeiter dort politisch organisierten. Die Gemeindehausbewegung durfte sich der Unterstützung von »allerhöchster« Seite gewiss sein, denn mit dem kaiserlichen Berater und Theologen Adolf von Harnack förderte ein weiterer einflussreicher Heimatschutz-Subskribent die Gemeindebewegung.<sup>1083</sup> In der *Christlichen Welt*, dem Hausorgan Harnacks, veröffentlichte Otto March einen Artikel zum neuen Kirchenbau.<sup>1084</sup> Darin thematisierte er nicht nur architektonische Fragen, sondern stellte auch den Bezug zum Volkstumsgedanken her.

Abb. 57 Otto March, *Gemeindehaus-Idealentwurf*, 1896. Ansicht (oben); Grundriss EG und 1. OG (unten)



### Volkshaus

Mit den Volkshäusern entwickelte die Arbeiterbewegung zur gleichen Zeit Zentren, die ähnliche Funktionen wie die Gemeindehäuser besaßen.<sup>1085</sup> Neben den kirchlich gebundenen Gemeindehäusern standen sie in Konkurrenz zu vergleichbaren Einrichtungen, mit denen bürgerliche Kreise versuchten, Einfluss auf die Arbeiterschaft zu gewinnen. Ein Volkshausbeispiel des Heimatschutzarchitekten Theodor Fischer, bei dem der Volkstumsgedanke das gemeinschaftsstiftende Element übernahm, wird im Folgenden kurz skizziert. Theodor Fischer, Mitglied im Gründungsvorstand des *Bundes Heimatschutz*,<sup>1086</sup> stellte 1906 in einem *Kunstwart*-Artikel mit dem bezeichnenden Titel »Was ich bauen möchte« sein »Idealprogramm« für diesen Bautyp vor.<sup>1087</sup>

Als der Aufsatz, der auf das bürgerliche Volkshaus Jena der Carl-Zeiss-Stiftung Bezug nahm, entstand, war Fischer tatsächlich mit der Errichtung einer vergleichbaren Einrichtung beauftragt: den für den Fabrikanten Louis Laiblin (1861–1927) entworfenen ›Pfullinger Hallen‹ (Abb. 58).<sup>1088</sup> Die Idee zu deren Bau entstand aus dem Wunsch des örtlichen Gesangsvereins und des Turnvereins nach neuen Räumlichkeiten. Auf Vorschlag Laiblins wurde der Entschluss gefasst, »die beiden Vereinshäuser zu einem Gebäude zu verschmelzen und über der Stadt im Grünen als stattliches Gesellschaftshaus zu errichten«, <sup>1089</sup> das für »alle Kreise mit idealen Bestrebungen« <sup>1090</sup> zur Verfügung stehen sollte. Die Hallen waren der Bildung von Leib und Seele gewidmet und bestanden im Wesentlichen aus einem Aufführungssaal und einer Sporthalle (Abb. 59). Sie verfügten damit (ebenso wie das Idealgebäude aus Fischers *Kunstwart*-Artikel) nicht über das vollständige Nutzungsprofil eines Volkshauses, dennoch wurden sie beispielsweise von Fischers ehemaligem Assistenten und Wegbegleiter Paul Bonatz so bezeichnet.<sup>1091</sup>

*Abb. 58 Theodor Fischer, Gemeinschaftshaus ›Pfullinger Hallen‹, Pfullingen, 1904–1907. Ansicht von Westen. Vorderansicht (oben); Nordansicht mit den Toren der Turnhalle (unten)*





Abb. 59 Theodor Fischer, Gemeinschaftshaus ›Pfullinger Hallen‹, Pfullingen, 1904–1907. Turnhalle mit den drei Toren (oben); Südwand des Konzertsaals. Fries von Louis Moilliet (unten)



In seinem Artikel stellte Fischer die eigentlich profane Bauaufgabe von Beginn an in einen sakralen Kontext, indem er für deren Planung eine Stimmung für nötig hielt, die für »Kirchenräume, spätmittelalterliche, katholische etwa«,<sup>1092</sup> angemessen sei. Die weite Zeitreise sei notwendig, da er einen neuen »Typus«<sup>1093</sup> anstrebe, der in der Gegenwart nicht existiere. Aus dieser mystischen Haltung heraus entwickelte er in der Folge seinen Prototypen weiter. Den Auftraggeber der ›Pfullinger Hallen‹, der zunächst nur an den Bau einer Sing- und Turnhalle gedacht hatte, überzeugte Fischer von seinem Konzept einer neureligiösen »moralischen Anstalt«,<sup>1094</sup> indem er ihm glaubhaft machte, »dass in dieser idealen Landschaft, die doch Württembergs Geschichte widerspiegelt,

ein gewöhnlicher Turnraum<sup>1095</sup> zu profan wäre. Der ›sakrale Ort‹ wurde für Fischer von der ›Landschaft‹ definiert.

Das in Pfullingen schließlich erbaute Gebäude vermittelte aus manchen Perspektiven tatsächlich den Eindruck religiöser Architektur. Wie der Zeitgenosse Julius Baum in einer Publikation zu den Hallen bemerkte, war das Bauwerk von einer – »mystischen«<sup>1096</sup> und eher naturreligiösen Stimmung geprägt – ein Eindruck, der von Fischer durchaus beabsichtigt war. Er entsprach ungefähr dem »Jahresprogramm« seines idealen Volkshauses, das seinen »Leitfaden« aus »der Jahreszeit und ihren Naturstimmungen« nahm.<sup>1097</sup> Anklänge einer solchen Programmatik visualisierte er in Pfullingen beispielsweise konkret in einem Fries von Louis Moilliet (1880–1962) auf der Bühnenseite des großen Festsaaes. Dieser zeigte »Frühling« und »Venus«, die sich auf eine Figurengruppe zubewegen, die »Das Erwachen der Menschheit« heißt (Abb. 59 unten), oder in einer Darstellung Melchior von Hugos (1872–1939), in der Apoll die »musischen Genien und Kräfte der Natur [...] in rhythmischem Reigen zu sich empor[zog]«. <sup>1098</sup> Bei empfänglichen Betrachtern verfehlten die Innenräume ihre Wirkung nicht. Baum empfand im »Saale die von allen irdischen Kämpfen und Mühen losgelöste, zur edelsten Freiheit emporleitende Ruhe der Vita contemplativa«. <sup>1099</sup>

Mit dem Entwurfskonzept und dessen Grundlagen fügten sich die ›Pfullinger Hallen‹ in den Rahmen des landschaftlichen Heimatgedankens. Dies betrifft nicht nur die naturmystische Programmatik, sondern auch die durch Schlichtheit und Bodenständigkeit bestimmte »Heimatbauweise«. <sup>1100</sup> So zeigte sich das Gebäude angeblich »in seiner großen Schlichtheit, ganz eingeformt in die naturgegebenen Linien der schönen Landschaft«. <sup>1101</sup> Das »Stehen dieser Bauten in Boden und Landschaft« – so Hans Karlinger (1882–1944) 1932 entsprechend in einer Werkbiografie – sei »wirklich angeschaute Heimat«. <sup>1102</sup> Mit mehr Enthusiasmus ließ sich ein landschaftliches Bauwerk kaum beschreiben. »[W]irklich angeschaute Heimat« <sup>1103</sup> bezeichnete im Bedeutungskosmos der Heimatmetaphysik nichts anderes als das sakrale Moment, in dem sich das spirituelle Ideal der Heimat in der realen Landschaft offenbart. Der sakrale Anspruch des Vorhabens spiegelte sich im Urteil Baums, der in dem Gebäude den »klarsten und vollkommensten Ausdruck des starken künstlerischen Wollens unserer Zeit« <sup>1104</sup> sah, weswegen es nur noch mit der Bedeutung vergleichbar sei, die die mittelalterliche Pariser Sainte-Chapelle für das Kunstwollen ihrer Zeit besessen habe. Auch Fischers ehemaliger Assistent Paul Bonatz bestätigte in seiner Autobiografie, dass die Hallen aus einem neureligiösen Anspruch entstanden seien. Fischer sei zu dem Schluss gekommen – so Bonatz –, dass es keine lebendige Kirche mehr gebe und man ein Gebäude schaffen sollte, »wo Menschen wieder zu höherer Gemeinschaft zusammenkommen könnten. Dazu gehörte ein Saal, so feierlich, daß ›der Mann seinen Hut abnimmt und die Frau ihre Zunge zügelt‹ oder so ähnlich. Er schilderte, was alles zu diesem Volkshaus dazu gehöre: Übungen des Leibes, Bibliothek usw.« <sup>1105</sup>

Vor allem aber hatte ›Heimat‹ für Fischer einen ganzheitlichen, volksgemeinschaftlichen Anspruch. Sein Volkshaus »für Alle« <sup>1106</sup> sollte einen spirituellen Raum für den neuen Menschen der Lebensreform schaffen. »Soziale Ideen« hatten Fischer »damals intensiv beschäftigt«, <sup>1107</sup> und die ›Pfullinger Hallen‹ waren Ausdruck der Hoffnung auf eine neue »›vergeistigte‹ Spielart des Volkshauses«, <sup>1108</sup> einen Sakraltypus des volkstumsorientierten Bauens, der sowohl in Konkurrenz zu den protestantischen

Gemeindehäusern als auch zu den Volkshäusern der Arbeiterbewegung stand. Mit der Mischung aus profanen Funktionen und feierlich-sakralem Anspruch verfolgte Fischer ein ähnliches Konzept wie die Gemeindehausbewegung – allerdings ohne christlichen Hintergrund.

#### Nationalstadien

Während die kirchlichen und bürgerlichen Volkshäuser auf je eigene Weise den Volkstumsgedanken integrierten und sakralisierten, gab es auf der anderen Seite die gegenläufige Bestrebung, eine eigenständige Form des volkstumsorientierten Sakralbaus zu entwickeln. Ein Beispiel dieses Bautyps war das Nationalstadion, das nun ausführlicher betrachtet werden soll. Seine Entwicklung steht in engem Zusammenhang mit dem Nationaldenkmal, das, wie Nipperdey schreibt, typologisch »mehr oder minder explizit« als Kultbauwerk zu verstehen war:

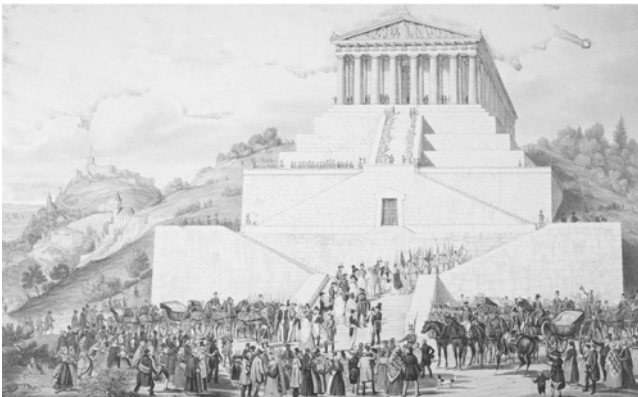
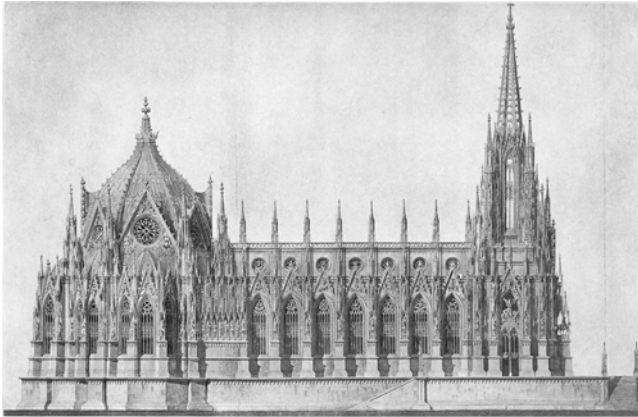
»Und da im Zeitalter des Nationalismus die Nation in die Reihe der höchsten Werte einrückte, ja zum innerweltlich höchsten Wert werden konnte, war mit der Idee des Nationaldenkmals vielfach mehr oder minder explizit die Idee eines nationalen Kultes verbunden, und auch die Bauform der Denkmäler enthielt kultische Züge, Reminiszenzen und Ansprüche. Die Verbindung der Idee des Nationaldenkmals mit religiösen Elementen – Nationalkirche und Nationaltempel – oder die am Jahrhundertanfang wie am Jahrhundertende bestimmende Tendenz, die im Denkmal dargestellten Personen oder Ereignisse mythisch zu überhöhen, und damit die Nation selbst, oder die zahlreichen Berufungen auf die germanische Urgeschichte gehören in diese Richtung.«<sup>1109</sup>

Frühe Beispiele von Bauten, die die Nation sakralisierten, stammen bereits aus der Romantik.<sup>1110</sup> 1814 entwarf Karl Friedrich Schinkel auf Veranlassung von König Friedrich Wilhelm III. den bereits angeführten Nationaldom »in dem ergreifenden Stil altdeutscher Bauart« (Abb. 60).<sup>1111</sup> Anlass des Baus war der Sieg über das napoleonische Frankreich. Doch sollte darüber hinaus auch die weitergehende »Geschichte des Vaterlandes«<sup>1112</sup> durch plastische Kunst geehrt werden.<sup>1113</sup> Seine Heiligkeit sollte dieser, den »Nationalhelden« geweihte Ort vor allem dadurch erhalten, dass in seiner Krypta »die wirkliche Asche dieser Verdienstvollen«<sup>1114</sup> aufbewahrt werde. Der ideelle Kern des Monuments war also kein christlicher, sondern ein nationalreligiöser. Selbst die gotische Form wurde nicht wegen ihrer christlichen Tradition ausgewählt, sondern da sie angeblich »altdeutsch« sei. Entsprechend pries der Baumeister in seiner Denkschrift den Entwurf damit an, dass er das Nationalgefühl beleben würde.<sup>1115</sup> Wie Ulrich Reinisch schreibt, verarbeitete Schinkel in dem Entwurf »des Berliner Denkmaldoms [...] Fichtes Konzept einer allgemeinen Nationalerziehung«.<sup>1116</sup> Zur Verehrung der Nation wurden im frühen 19. Jahrhundert jedoch nicht nur christliche Sakralformen bemüht. Die von Leo von Klenze erbaute »Walhalla« bei Regensburg (1830–1842) ist ein Beispiel für einen Transfer von Sakralformen aus der antiken Tempelarchitektur (Abb. 61).<sup>1117</sup> Auch in diesem griechisch-germanischen »Pantheon der Teutschen«<sup>1118</sup> wurden die sakralen Formen aus ihrem ursprünglichen religiösen Kontext gelöst und auf das deutsche Volkstum übertragen.<sup>1119</sup>



*Abb. 60 Karl Friedrich von Schinkel, »Befreiungsdom«, Entwurf zu einem »Nationaldom« vor dem Potsdamer Platz, Seitenansicht, 1814/1815, Tuschzeichnung*

*Abb. 61 Gustav Kraus, Einweihung der »Walhalla« am 18. Oktober 1842, kolorierte Lithografie*



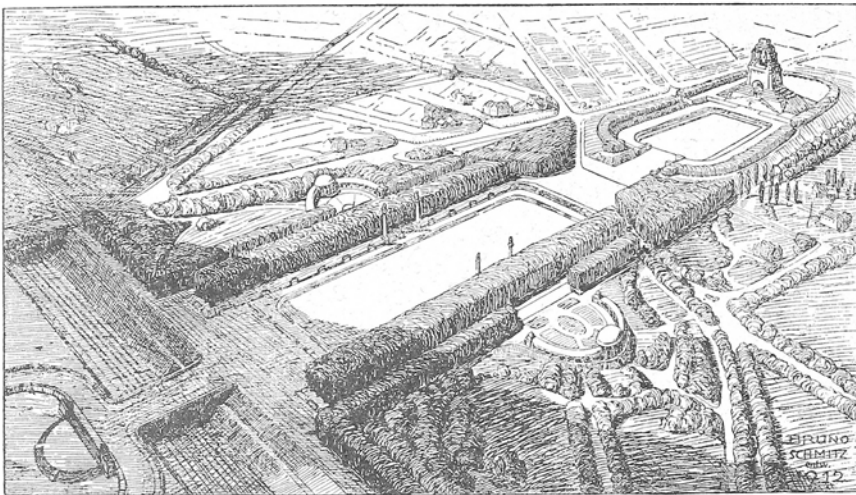
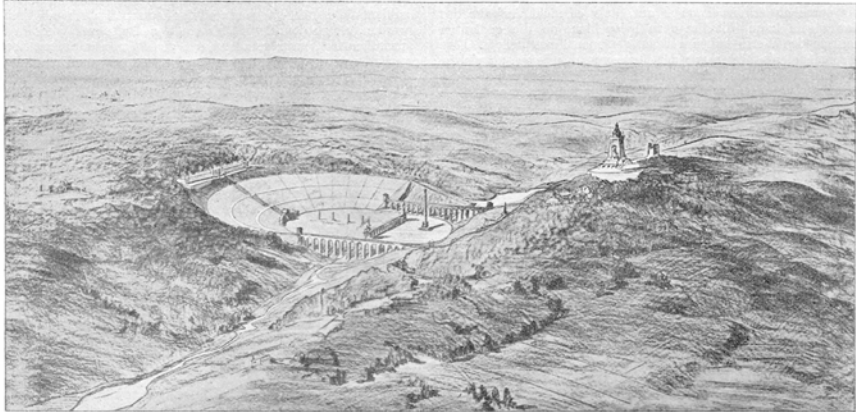
Für den Volkstumskult, wie er um die Wende zum 20. Jahrhundert verstanden wurde, waren die Baukonzepte der Romantik allerdings nur bedingt geeignet; er wurde vielmehr aus der politischen Situation und dem Diskurs ihrer Gegenwart entwickelt.<sup>1120</sup> Ein wiederholt angeführter Anlass für die Erfindung des deutschen Nationalstadions war die bereits erwähnte Schulkonferenzrede Wilhelms II., der 1890 dazu aufforderte, mehr Sport und nationale Geschichte zu unterrichten, um ein deutsches Geschlecht zu erzeugen, das einerseits militärisch wehrhaft, andererseits immun gegen die Lehren der Sozialdemokratie sei.<sup>1121</sup> Recht früh wurden Überlegungen angestellt, wie sich die Wünsche des Kaisers in das Volksbrauchtum integrieren ließen. Es gab zwar schon Veranstaltungen, die auch sportliche Wettbewerbe mit Appellen an das Nationalgefühl verbanden, wie die Sedansfeste, dennoch wurde nach weiteren derartigen Popularisierungsmöglichkeiten gesucht. Ein maßgeblicher Akteur auf diesem Ge-

biet wurde der 1891 gegründete *Zentralausschuß zur Förderung der Volks- und Jugendspiele*. Er versuchte, »dahin zu wirken« – wie sein Gründer Schenckendorff schrieb –, »die vaterländische Bedeutung der Leibesübungen in den Vordergrund seiner Beweggründe zu stellen«. <sup>1122</sup>

Ein wichtiger Schritt zur Umsetzung dieses Vorhabens war der Entschluss, nationale Olympiaden zu veranstalten. Die Suche nach einem geeigneten Veranstaltungsplatz führte wie selbstverständlich zu den bereits eingeführten »Heiligtümern der Natur und der Geschichte«, die den Veranstaltungen allein schon durch ihren *Genius loci* eine vaterländische Bedeutung verleihen sollten. Sowohl für das Rüdeshheimer Niederwalddenkmal wie auch für das Kyffhäuser- und das Leipziger Völkerschlachtdenkmal wurden Pläne zur Anlage von National-Olympia-Sportstadien angefertigt (Abb. 62). Diese wurden zwar niemals ausgeführt, dennoch kristallisierte sich aus den Entwürfen ein neuer Bautypus heraus – das Nationalstadion. Es bestand idealerweise aus dem »Nationalheiligtum«, einem Ort der Verehrung, und dem Stadion, einem Ort der Gemeinschaft – womit es durch die Kombination von Verehrung und Gemeinschaft eine grundsätzlich sakrale Grundstruktur aufwies –, und es richtete sich auf eine möglichst große Menschenmenge, das Kyffhäuserstadion war für 400.000 Zuschauer ausgelegt.

Die Entstehung der Nationalstadien spiegelt einige Änderungen in der Geschichte des Baus »nationaler Kultstätten«. Dies betrifft zunächst den Adressatenkreis, der sich beispielsweise bezüglich der Nationaldenkmäler mehrmals verschob, wie Nipperdey schreibt. Im Laufe des 19. Jahrhunderts trat »an die Stelle der Gebildeten das politisierte Volk, zunächst das Volk der liberal-bürgerlichen Gesellschaft, dann das Volk der nationalen und antisozialistischen Sammlung«. <sup>1123</sup> Dieser Wechsel der Zielgruppe blieb nicht ohne Folgen auf die Gestaltung. Wie Alings schreibt, entstanden »um 1900 die formal und inhaltlich neuartigen, vorwiegend architektonisch geprägten Monumente, in denen sich zeitweise parallel zu den herkömmlichen Denkmälern eine davon ganz unterschiedliche nationalpolitische Auffassung artikulieren konnte«. <sup>1124</sup> Auch die Vorstellungen von der Nation hätten sich verändert: »Nation wurde hier nicht mehr affirmativ definiert als die Einheit der Bevölkerung mit ihrem Staat, sondern umgeprägt in eine diffus formulierte Vorstellung von der Nation als urtümlicher Stammesgemeinschaft, nicht als staatlicher, sondern als ethnischer Großgruppe.« <sup>1125</sup> Obwohl Verweise auf die Germanen vom Hermannsdenkmal bis zur »Walhalla« schon lange Bestandteil deutscher Nationaldenkmäler waren, zeigte sich um 1900 mit der Ausrichtung auf die »Massen« anscheinend noch einmal ein deutlicher Ethnisierungsschub.

Abb. 62 Nationalstadien. Entwürfe. Bruno Schmitz, ›Kaiser Wilhelm-Denkmal‹ auf dem Kyffhäuser mit Stadionprojekt, 1897 (oben); Bruno Schmitz, ›Leipziger Völkerschlachtdenkmal‹ mit Stadionprojekt, 1912 (unten)



## Olympia

Der entscheidende Impuls zur Verwirklichung der Pläne kam schließlich von den modernen Olympischen Spielen, deren Gründung der Franzose Pierre de Coubertin (1863–1937) ebenfalls seit den frühen 1890er Jahren betrieb. Die moderne Olympiabewegung trat offiziell für Frieden und Völkerverständigung ein. Damit schien sie den Absichten der deutschen Olympisten zunächst zu widersprechen. Tatsächlich bestanden erhebliche Ressentiments gegen die Olympischen Spiele innerhalb des deutschen Sportwesens, das mehrheitlich gegensätzliche Bestrebungen verfolgte.<sup>1126</sup> Doch stimmte die Selbstbeschreibung der Coubertin'schen Olympiabewegung nicht unbedingt mit der Realität überein. Eine eindringliche Beschreibung der Wirkung die-

ser Wettkämpfe auf das zeitgenössische Publikum gab Charles Maurras (1868–1952). Der spätere Chef der faschistischen *Action Française* fuhr 1896 als Korrespondent der *Gazette de France* zu den ersten modernen Olympischen Spielen nach Athen. Ähnlich wie viele der deutschen Sportfunktionäre befürchtete er aufgrund der Coubertin'schen Friedenspropaganda, im Panathenäischen Stadion auf die »pires désordres du cosmopolitisme«<sup>1127</sup> zu treffen. Es dauerte jedoch nicht lange, bis er sich vom Gegenteil überzeugt hatte. Die Spiele brachten keineswegs den von ihm befürchteten »chaotischen Kosmopolitismus« hervor. »Weit davon entfernt die nationalen Leidenschaften zu ersticken, brachte der falsche Kosmopolitismus des Stadions sie nur zur Raselei«, <sup>1128</sup> beschrieb Maurras das Verhalten der Zuschauer im Stadion. Die kollektive Schwärmerei überschlug sich in einem Maße, das schließlich sogar seinen Unwillen erregte. So beklagte er, dass das Individuum vollkommen hinter seiner Nationalität verschwunden sei. Von vielen Amerikanern – schrieb er pikiert – seien nur noch die Fahnen zu sehen gewesen.

Vor allem fiel ihm auf, dass die im Stadionkessel befindlichen Menschen – im Gegensatz zum olympischen Credo – keinesfalls dazu neigten, ihre Achtung voreinander zu steigern. Die in der ersten aller modernen olympischen »Hysterieschüßeln« (Volkwin Marg) eingepferchten Nationen – so bemerkte Maurras – »hassen und bekämpfen [...] sich in dem Maße, wie sie sich besser zu kennen glauben«. <sup>1129</sup> Der vorgetäuschte Kosmopolitismus erschien in seinen Augen wie ein trojanisches Pferd, das nach außen Frieden, Demokratie und Völkerverständigung verhieß, während innen das »Schlachtfeld der Nationalitäten, Rassen und Sprachen« vorbereitet wurde. <sup>1130</sup> Die olympische Botschaft Coubertins verglich er gar mit Bismarcks gefälschter Emser Depesche, mit der der »Eiserne Kanzler« 1870 geschickt die nationalen Leidenschaften geschürt und Frankreich zum Krieg gegen das Deutsche Reich provoziert hatte. Coubertin besitze – resümierte Maurras – die »Perfidie und das Genie eines Bismarck«. <sup>1131</sup>

Entgegen Coubertins Beteuerungen, <sup>1132</sup> es gehe ihm hauptsächlich um das Individuum, war unübersehbar, dass dessen Leistung bei den Olympischen Spielen lediglich Teil des Wettkampfes der Nationen war. <sup>1133</sup> Auch abseits des Nationenwettkampfs passeten die Spiele ideologisch kaum in ein solidarisches Weltbild. Wie Thomas Alkemeyer schreibt, konzipierte Coubertin die Olympischen Spiele als Auslese- und Disziplinierungsmechanismus »für die sozialdarwinistisch interpretierten modernen Konkurrenzen«. <sup>1134</sup> Mit diesen beiden Wirkkomponenten – der nationalisierenden und der sozialdarwinistischen – entsprachen sie weitgehend den antisozialistischen kaiserlichen Vorstellungen über sportliche Wettbewerbe. Nicht nur Maurras, auch viele deutsche Aktivisten erkannten bald die eigentliche politische Wirkung der Olympischen Wettkämpfe. In den Worten Carl Diems (1882–1962), des Generalsekretärs der Berliner Spiele von 1916 und 1936, spiegelte sich die allgemein anerkannte Einschätzung, dass internationale Sportveranstaltungen nationalisierende Wirkung haben würden: »Wer je auf internationalen Wettkämpfen war und die nationale Begeisterung der Teilnehmer dabei aufflammen sah, wird dies bestätigen.« <sup>1135</sup>